

Neue Kriegerinnen

Warum Soldatinnen männliche Kampfbereitschaft legitimieren

iz3w 313
(Juli, Aug. 09)

Im Kontext von Kriegen werden Frauen oft als Opfer und Männer als Täter dargestellt. Werden Frauen zu Täterinnen, so ist die Wahrnehmung ihrer Taten nicht die gleiche wie die von männlichen Soldaten. Ob Frauen Opfer sexualisierter Gewalt oder selbst gewalttätig sind, die mediale Darstellung von Frauen im Krieg dient in jedem Fall der Legitimation militarisierter Männlichkeit.

von Cilja Harders

Jessica Lynch und Lynndie England sind junge Rekrutinnen aus kleinstädtisch-ländlichen Gebieten der Vereinigten Staaten. Beide US-Soldatinnen waren im Irak und haben erhebliche Medienaufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Gefreite Lynch geriet 2003 angeblich in irakische Gefangenschaft. Ihre spektakuläre Befreiung wurde zum Medienereignis: Sie wurde als Heldin und Opfer inszeniert. Die Obergefreite England erlangte schlagartig zweifelhafte Berühmtheit, als die Bilder von Folterungen im Abu-Ghraib-Gefängnis veröffentlicht wurden, die sie in stark sexuell aufgeladenen Posen zeigen.

Derzeit lassen sich zwei widersprüchliche Tendenzen im Ver-

hältnis von Geschlecht und Gewalt beobachten: Einerseits erfährt das Frauenbild durch die immer stärkere Präsenz von Frauen in Kampftruppen eine rasante Veränderung, andererseits ist das Klischee, Frauen seien friedfertig und Männer gewaltbereit, überaus beharrlich. In den Kriegen der neuen Weltordnung wird dieses Klischee durch kämpfende Frauen durchbrochen, und dieser Prozess wird in Diskursen der Legitimation von Gewalt instrumentalisiert. Jessica Lynch und Lynndie England stehen exemplarisch für diese Widersprüchlichkeit. Die Darstellung der beiden Rekrutinnen und die Wahrnehmung ihrer Taten zeigen, wie das Geschlecht von SoldatInnen im Krieg thematisiert wird und

welche gesellschaftlichen Funktionen diese Bilder und Diskurse im Zusammenhang mit Krieg und Gewalt haben.

Joshua Goldstein stellt in seinem materialreichen feministisch inspirierten Werk über Krieg und Geschlechterverhältnisse fest, dass die Rollen von Frauen und Männern im Krieg über Geschichte und Kulturen hinweg, von wenigen Ausnahmen abgesehen, immer gleich sind: Männer kämpfen, Frauen nicht.¹ Warum ist das so? Eine simple, aber nach wie vor populäre Antwort bietet der Militärhistoriker Martin van Creveld:

»So abscheulich die Tatsache auch sein mag, der wahre Grund, weshalb wir Krieg führen, ist der, dass Männer gern kämpfen und

dass Frauen Männer gefallen, die bereit sind, für ihre Sache zu kämpfen.«²

Wenn diese einfache Antwort auf die schwierige Frage, warum es Krieg in der Welt gibt, stimmte, wäre die Friedens- und Konfliktforschung unnötig. Pseudo-Erklärungen wie die von van Creveld entstehen nicht in einem sozialen Vakuum, sondern spiegeln gesellschaftliche Verhältnisse und damit auch bestehende Geschlechterverhältnisse. Diese konservativen Positionen, die von einer grundsätzlichen Verschiedenheit der Geschlechter ausgehen, schließen an die populäre Beziehungsberatungsliteratur an. Unter Titeln wie »Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus« oder »Warum Männer nicht

zuhören und Frauen schlecht einparken« werden komplexe Welt- und Geschlechterverhältnisse in eine einfache Formel gegossen: »Männer bzw. Frauen sind eben so.«

Geschlechterpolitische Standards

Wenn es um Krieg und Frieden geht, dominieren dichotome Geschlechterkonstruktionen. Im Kern wird dabei Männern Aggression, Gewaltbereitschaft und Tapferkeit zugeschrieben und den Frauen Passivität, Friedfertigkeit, Mütterlichkeit. Das Klischee der friedfertigen Frau erklärt unter anderem, warum der Fall von Lynndie England von den Medien so gern aufgegriffen wurde: Eine folternde Frau, die augenscheinlich Spaß an Gewaltausübung hat, weicht doppelt ab. Sie verletzt nicht nur Menschenrechtskonventionen und begeht damit ein Verbrechen, sondern verletzt auch Geschlechterklischees. Betrachtet man die Geschlechterstereotype etwas differenzierter, sieht man je zwei Bilder auf beiden Seiten: Auf der einen Seite stehen dabei »Soldat« und »Staatsmann« und auf der anderen »schöne Seele« und »Kriegermutter«.³ Politiker und Krieger stehen Frauen gegenüber, denen in diesem Diskurs die widersprüchlichen Rollen der »natürlichen Trösterin« oder der »mütterlichen Patriotin« zugewiesen sind. Die »schöne Seele« repräsentiert dabei die Tröstungen und den Schutzbedarf der kriegsabgewandten, der »natürlich friedfertigen« Frau, während die »Kriegermutter« den kriegerischen Konflikt aktiv unterstützt. Die eine tröstet verwundete Kämpfer – nicht umsonst waren medizinisch-pflegende Tätigkeiten lange Zeit die wichtigsten Aufgaben, die Frauen im Militär ausführten. Die andere ermuntert Mann und Sohn, in den Kampf zu ziehen, gründet patriotische Vereine oder gebiert ihrem kriegerischen Staat viele potenzielle Soldaten. Beide Rollen sind gerade in ihrer scheinbaren Gegensätzlichkeit elementar für



die Konstruktion militarisierter Geschlechtercharaktere.

Was aber ist die Funktion dieser Zuschreibungen? Im Kern geht es immer darum, gewaltförmige Mittel der Konfliktbearbeitung als natürlich, angebracht und normal erscheinen zu lassen. Krieg als sozialer Prozess muss von der Mehrheit der Gesellschaft als legitim betrachtet werden, damit er ausgetragen werden kann. Die Kampf- und Opferbereitschaft von Männern und Frauen muss hergestellt werden, sie ist nicht natürlich gegeben. Die Muster dieser Herstellung sind kulturell und historisch unterschiedlich, geschlechtsspezifisch und eng mit Modellen hegemonialer Männlichkeit verbunden, denn hegemoniale Männlichkeit trägt häufig militarisierte Züge. Vor diesem Hintergrund lassen sich vier unterschiedliche moderne Legitimationsdiskurse ausmachen, die auf Geschlechterbilder zurückgreifen, um gewaltvolle Konfliktaustragung zu begründen. Zunächst das klassische Motiv des Schutzes von »Frauen und Kindern«, dann die Herstellung von Kampfbereitschaft überwiegend bei Männern, drittens die Darstellung weiblicher Gewalt als im höchsten Maße abweichend. Hinzu kommt ein Diskurs über kulturelle Unterschiede und die Legitimation militärischer Gewalt als letztes Mittel zur Befreiung unterdrückter Frauen in Gesellschaften, deren Kultur im Vergleich zum fortschrittlichen und friedfertigen Eigenen als das rückständige und gewalttätige Andere dargestellt wird.

Schutz des höchsten Gutes

Die Soldatin Lynch wurde unter großem Medieneinsatz spektakulär im April 2003 aus ihrer irakischen Kriegsgefangenschaft, in der sie angeblich misshandelt wurde, befreit. In den Medien dominierten zwei Bilder. Eines zeigt die Gefreite Lynch blond, ernst und zugleich freundlich vor der amerikanischen Flagge: ein offizielles Soldaten-Foto. Das andere zeigt sie erschöpft, aber lächelnd auf einer Bahre liegend, umgeben von nicht weiter identifizierbaren US-Soldaten, nach ihrer Befreiung. Jessica Lynch wurde als Heldin dargestellt. Im Nachhinein ergaben sich jedoch Zweifel am Wahrheitsgehalt dieser Darstel-

lung. Die Befreiung war inszeniert, denn tatsächlich war sie in einem Krankenhaus untergebracht, und auch an Misshandlungen konnte sie sich später nicht mehr erinnern.

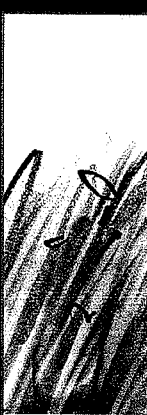
Das Beispiel Jessica Lynch zeigt das Nebeneinander von alten Klischees und neuen gesellschaftlichen Praktiken im Militär. Frauen stellen etwa 14 Prozent der US-Armee, sie sind – mit den üblichen Einschränkungen – in allen Rängen und Einheiten zu finden. Aber auch hier reproduziert sich, wie in allen Armeen, die historische geschlechtliche Arbeitsteilung, die Frauen aus Kampfpositionen heraushält und überwiegend auf Rollen als Krankenschwestern, in Versorgungseinheiten oder in der Verwaltung festlegt. Sexuelle Belästigung und sexualisierte Gewalt gehören jedoch nach wie vor zu den zentralen Problemen der Integration von Frauen in die Armee. Die scharfe Kritik von Soldatinnen daran und intensives politisches Lobbying für Gleichstellung hat die US-Armee unter Druck gesetzt. Sie legt besonderen Wert darauf, sich als fortschrittlich darzustellen. In den Berichten über Lynch wird deshalb betont, dass sie eine tapfere Kämpferin war und sich gegen ihre Gefangennahme gewehrt habe: Kurz, die Frau hat ihren Mann gestanden. Aber, und so muss man die mediale Geschichte ihrer Befreiung interpretieren, am Ende bleibt sie doch nur eine Frau und eignet sich hervorragend zur Inszenierung von Effizienz, Tatkraft und Schlagkraft der amerikanischen Truppen in Irak. Das lässt sich nur vor dem Hintergrund geschlechterpolitischer Überlegungen verstehen, denn sonst ist nicht sehr plausibel, dass eine befreite Soldatin medial und legitimatorisch »besser« sein soll als ein befreiter Soldat. Jeder befreite Soldat müsste eine Geschichte wert sein. Tatsächlich war aber die inszenierte »Befreiung« Jessica Lynchs sehr viele Geschichten wert, denn hier diente die Befreiung einer Soldatin, die im Moment ihrer Gefangennahme von der mutigen Kämpferin zur schwachen, schützenswürdigen Frau wurde, der Inszenierung funktionierender militarisierter Männlichkeit.

In den Berichten über ihre Misshandlung in irakischer Kriegsgefangenschaft schwang implizit häufig die Vermutung mit, sie sei vergewaltigt worden. Damit griffen Presse und

US-Militär auf einen weiteren wichtigen Topos in der geschlechtsspezifischen Begründung von Krieg und Gewalt zurück: den Schutz von »Frauen und Kindern« (wobei es empirisch nicht um den Schutz von Frauen und Kindern geht, denn ZivilistInnen machen seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges die weitaus größte Zahl von Opfern kriegerischer Gewalt aus). Bei der Rede vom Schutz geht es um die Abgrenzung zu den kämpfenden, starken Männern. In diesem Diskurs wird der »feindliche Mann« in effektiver Weise als Bestie dargestellt, wenn ihm besondere Gräueltaten an Frauen und Kindern nachgesagt werden. Zu schützende Weiblichkeit wird zum höchsten Gut der bedrohten Gruppe. Die zugeschriebene Bereitschaft zu sexualisierter Gewalt gegen Frauen und Kinder ist auch Bestandteil der meisten Feindbilder.

Zum Kampf bereit gemacht

Der Einsatz von Vergewaltigung als Kriegswaffe beruht auf dem gleichen Diskurs hintergrund: Massenvergewaltigungen sind nur als Kriegsstrategie denkbar, wenn Frauen als schwach und wehrlos und Männer als kampfbereit konstruiert werden. Nur wenn Frauen und ihre Körper nicht sich selbst gehören, sondern unter dem »Schutz« von Männern stehen, ist Vergewaltigung als Kriegswaffe gegen Frauen und Männer einsetzbar: Frauen gegenüber als grausame Menschenrechtsverletzung und Zerstörung ihrer körperlichen und seelischen Integrität, Männern gegenüber als Angriff auf ihre Männlichkeit. Massenhafte sexualisierte Gewalt wird auch als Mechanismus für Vertreibung und nachhaltige Zerstörung sozioökonomischer Zusammenhänge genutzt. Das zeigt beispielsweise die Kampfführung der Milizen im sudanesischen Darfur. Frauen werden oft auch zum Symbol nationaler Identität oder ethnischer »Reinheit« stilisiert. Vor diesem Hintergrund sind die durch den Krieg in Bosnien auf traurige Weise berühmt gewordenen Vergewaltigungscamps, in denen Frauen auch gezwungen wurden, die Kinder ihrer Vergewaltiger auszutragen, als Kriegsstrategie verstehbar. Im Fall von Lynch und England wird die nationale Identität be-



rührt, wenn ihr Einsatz als der von »emanzipierten weißen westlichen Frauen im Kampf gegen den arabisch-muslimischen Schurkenstaat« inszeniert wird.

Gewalt und Krieg sind weder für Frauen noch für Männer normal oder biologisch gegeben. Es sind also die familiären, gesellschaftlichen, politischen und sozialen Prozesse der Zurichtung der Geschlechtscharaktere, die die Gewaltpraxis strukturieren. Gewaltbereitschaft wird insbesondere über die geschlechtsspezifischen Zuweisungen von Aggression und Friedfertigkeit in der Kindererziehung, durch die soziale Belohnung »männlich-aggressiven Verhaltens«, durch die Organisation weiblicher Unterstützung für kampfbereite Männer und durch die Abwertung von »weiblichen Eigenschaften« hergestellt.

Die »große Ausnahme«

Frauen stützen als »Kriegermütter« aktiv Kriegssysteme an der »Heimatfront«, die nicht zufällig so heißt: der Krieg muss militärisch und politisch als legitime Verteidigung der eigenen Heimat empfunden werden. Nur so konnten die totalen Kriege des 20. Jahrhunderts gefochten werden und nur so sind Genozide wie in Ruanda denkbar. So schreibt Gabriele Zdzunek über Täterinnen in Ruanda: »Massenweise zeichneten sie sich als cheerleader des Genozids aus und trieben die Mörder mit Gesang und Geschrei zu Aktionen an. Sie sammelten sich an den Zentren der Massaker um Verwundete »fertig zu machen«. Frauen waren vor allem auch daran beteiligt von Toten – und nahezu Toten – zu plündern und stahlen Schmuck, Kleidung und Geld. Viele Frauen nahmen ihre Kinder auf die Plünderungszüge mit.«⁴

Täterinnen und Kämpferinnen sind aus allen Kulturen und historischen Epochen bekannt. KZ-Aufseherinnen und Denunziantinnen gehören zu den prominenten Beispielen unserer eigenen jüngeren Geschichte⁵. Von daher ist das Erstaunliche an der öffentlichen Wahrnehmung der folternden Lynndie England die allgemeine Überraschung. Den besonderen Nachrichtenwert dieser Kriegsverbrechen kann man nur vor dem Hintergrund der skizzierten Diskurse zur friedfertigen Frau

verstehen, die ausblenden, dass Folter als systematische direkte Gewalt Produkt von extrem ungleichen Machtverhältnissen ist. Aus der Zeit des Nationalsozialismus ist bekannt, dass die Zahl derer, die den Versuchen dieser Art der Machtausübung widerstehen, erschreckend gering sein kann. Weibliche Gewalt wird dennoch als besonders skandalös, exzessiv und von der Norm abweichend wahrgenommen.

Weibliche Täterschaft

Die Wahrnehmung der Täterin als extrem und ganz anders erfüllt Entlastungsfunktionen. So hat auch die feministische Diskussion der Frage nach der Täterinnenschaft lange ausweichen können. Der Fall England erfüllt für das US-Militär ähnliche Funktionen: Der Skandal liegt in der Mischung von Geschlecht und Tat. Der augenscheinliche weibliche Exzess drängt die Systematik der Menschenrechtsverletzungen in diesem Gefängnis in den Hintergrund der Wahrnehmung. Dass eine Frau foltert, dass sie dabei anders als viele Männer auf Fotos gut erkennbar ist und dass vor allem eine Frau so sehr im Interesse der Öffentlichkeit steht, erfüllt auch den Zweck, im Subtext zu signalisieren, dass »unsere Jungs« eigentlich ganz anders sind. Insofern bieten die Geschichten beider Frauen, Jessica Lynchs und Lynndie Englands, die Möglichkeit, angekratzte militärische Männlichkeit wieder herzustellen: durch die Rettung einer schwachen Frau und die Verdeckung männlicher Täterschaft durch den Fokus auf die weibliche.

Es ist in der Diskussion um Geschlecht und Gewalt entscheidend, Frauen nicht nur als Opfer gewaltsamer Konflikte zu betrachten. Sie haben als Mitglieder einer dominanten ethno-politischen oder sozialen Klasse ebenso wie männliche Akteure eventuell ein Interesse an der Eskalation und Aufrechterhaltung von Gewalt, da sie damit unmittelbar materielle und nichtmaterielle Machtgewinne verbinden können. Frauen sind als aktive oder passive Unterstützerinnen militarisiertes Männlichkeit an der Aufrechterhaltung gewaltbereiter Konfliktkultur beteiligt. Sie unter-

stützen als Soldatinnen, Krankenschwestern, Versorgerinnen, Waffenproduzentinnen oder Schmugglerinnen den bewaffneten Konflikt. Auch marginalisierte Frauen können von gewaltvollen Konflikten ökonomisch profitieren, etwa, wenn sie in klassischen Versorgerinnenrollen als Händlerinnen für Truppen tätig sind. Als Täterinnen, Mittäterinnen und Unterstützerinnen einer gewaltsamen Konfliktkultur sind sie ebenso wie Männer daran beteiligt, dass Konflikte eskalieren oder deeskalieren.⁶

Die Tatsache, dass Frauen häufig ein wichtiger Teil von Friedensallianzen sind, länger als Männer soziale Netzwerke und Verbindungen auch mit dem »Feind« aufrechterhalten und nach Konflikten oft die Ersten sind, die wieder Kontakte pflegen oder zurückkehren, ist also nicht Ausdruck einer besonderen biologischen Neigung zum Frieden, sondern ihres stark eingeschränkten Zugangs zu Gewaltmitteln im Rahmen der konstruierten Geschlechterdichotomien. Wenn, wie im Fall Lynndie Englands, der Zugang zu umfassenden Gewaltmitteln in einer Atmosphäre der Straffreiheit geboten ist, dann sind Frauen wie Männer zur Gewaltausübung bereit und fähig. Ihre Gewalt ist aber in einen ganz spezifischen Kontext einer hierarchischen Organisation eingebunden, die Frauen nur marginal integriert. Dennoch ist jede Täterin wie jeder Täter auch für die eigenen Verbrechen verantwortlich, auf der Ebene des Mitmachens ebenso wie auf der Ebene der Eröffnung von Spielräumen für solche Menschenrechtsverletzungen.

Zu schützende Weiblichkeit wird zum höchsten Gut der bedrohten Gruppe

Lynndie England soll laut New York Times in einem Verhör über die Fotos ausgesagt haben: »Wir fanden, es sah lustig aus. Deshalb wurden die Fotos gemacht.« Auf die Frage, ob sie manchmal das Gefühl hatte, die Grenzen des Erlaubten zu übertreten, soll sie mit »Nein« geantwortet haben. Lediglich die erzwungene Selbstbefriedigung der Gefangenen fand sie laut Verhörprotokoll unangenehm. Sie hat eine diametral andere Entscheidung getroffen als jener US-amerikanische Soldat, der die CDs mit den Folterbildern seinem Vorgesetzten unter der Tür



durchschob und so die Aufdeckung dieser Verbrechen möglich machte.

Kulturalistische Diskurse

Die meisten Kriege werden auch durch kulturbezogene Argumente legitimiert. Die kriegerische Gewalt im Irak steht im Kontext des »Krieges gegen den Terror«: Hier geht es um mehr als einen Diktator. Hier geht es auch um den Kampf gegen das Böse und für die Demokratie. Zur Legitimierung des Einsatzes für Demokratie und Menschenrechte wird gern auch auf die besondere Unterdrückung von Frauen im Nahen und Mittleren Osten rekurriert. Afghanistan war ein besonders eindrückliches Beispiel dafür, wie die von Feministinnen international seit Jahren skandalisierte Situation von Frauen unter den Taliban plötzlich zu einer wichtigen Argumentationslinie in der Begründung des Krieges wurde, obwohl vorher die Petitionen der Aktivistinnen ignoriert worden waren.

Doch schon im ersten Krieg gegen den Irak (1991) war die Stationierung weiblicher Soldaten im frauenfeindlichen Saudi-Arabien mehr als eine Meldung wert. Frauen wie Jessica Lynch und Lynndie England werden so zu Insignien gleich mehrerer amerikanischer Träume beziehungsweise Alpträume: dem Traum vom Militär als Aufstiegsmöglichkeit für junge Frauen aus einfachen Verhältnissen und der Beteiligung von Frauen an Kampfhandlungen als besonderer Beweis für die geschlechterdemokratische Grundhaltung der Institution. Dies gilt auch für den zweiten Krieg gegen den Irak und bekommt mit dem Fall England in der öffentlichen Diskussion eine besonders spannende Wendung. Die pornographischen Fotos haben in den Feuilletons eine Diskussion darüber provoziert, dass es für arabische Männer besonders demütigend sein könnte, von einer Frau gefoltert zu werden. Ein solcher Gedanke ruht auf den Unterwerfungsfantasien derjenigen, die diese Art von Folter anordnen oder durchführen. Nur wer findet, dass rosa Unterwäsche demütigend für einen Mann ist, kann auf die Idee kommen, Gefangene dazu zu zwingen, rosa Unterwäsche zu tragen, wie es in einigen US-Gefängnissen üblich ist. Insofern sagen die Bilder mehr über die Gewaltporno-

Fantasien von US-Soldaten gegenüber arabischen Gefangenen aus als umgekehrt.

Die Entmännlichung des Feindes, von Lynndie England auf einem Foto lächelnd mit der Zigarette im Mundwinkel und einem ausgestreckten Finger als Kastrationsinstrument vollzogen, ist ein bekannter Topos aller Feindbilder. Verweiblichung als Beschimpfung und Herabwürdigung gehört zudem zu jeder Art militarisierten Männlichkeit. Marginalisierte Männlichkeiten der eigenen Gruppe betrifft dies ebenso wie den angenommenen Feind. So meint Linda Burnham, dass »die Abu Ghraib-Portraits sexueller Erniedrigung und Unterwerfung gezeigt haben, wie unglaublich eng Rassismus, Frauenfeindlichkeit, Homophobie, nationale Arroganz und Hyper-Maskulinität, die das US-Militär auszeichnen, miteinander verbunden sind. Militarisierte sexuelle Beherrschung ist ‚amerikanischen Werten‘ weder entgegengesetzt, noch einfach eine Ausnahme. Es ist eine tägliche Praxis.«⁷

Hierin liegt nichts Kultur-, sondern etwas Militärspezifisches. Auch wenn Armeeführungen historisch wie aktuell Wert darauf gelegt haben, unkontrollierte Vergewaltigungen aus Gründen der Wahrung der Disziplin, der Sexualhygiene oder der Glaubwürdigkeit zu verhindern und zu bestrafen, ist doch im System militarisierten Männlichkeit die Abwertung von Weiblichkeit ein tragender Bestandteil. Diese Struktur muss nicht zwangsläufig in sexualisierte Gewalt umschlagen, aber sie tut es regelmäßig. Damit hängt auch die Vorstellung zusammen, dass die sexuellen Bedürfnisse von Soldaten beispielsweise durch Prostitution befriedigt werden. »Die Unterordnung nationaler Interessen anderer Staaten (...) unter die geopolitischen Interessen (...) scheint zu erfordern, dass sich ein bestimmter Teil der Frauen dieser Nationen sexuell opfern – es sind immer arme Frauen.«⁸

Die Tatsache, dass eine Frau arabische Männer sexuell demütigt, lässt die US-amerikanische Männlichkeit intakt. Der arabische Gefangene ist ohnmächtig – der amerikanische Soldat nicht, obwohl die Bilder die Angstlust des Mannes vor der starken Frau inszenieren. Die Inszenierung einer »umgekehrten« Vergewaltigung im System Militär,

das auf Herabwürdigung des »Weiblichen« ruht, stützt das System.

Hier zeigt sich: Frauen, Gewalt und Krieg sind keine einander ausschließenden Kategorien. Die Fälle Jessica Lynch und Lynndie England bieten die Möglichkeit, für die Legitimation von Gewalt benutzt zu werden. In Zeiten, in denen die Identifikationsangebote der Kriegsherren wie die der Kriegsgegner primär in Identitätskategorien – »westliche Werte« versus »arabische Werte« – erfolgen, ist es entscheidend, die Rolle von Geschlechterstereotypen für die Legitimierung von Gewalt aufzudecken. Denn die fast gleichzeitige Instrumentalisierung von Frauen als Opfer und von Frauen als Täterinnen basiert auf ähnlichen Diskursen. Perfiderweise kann selbst eine Täterin in diesem Kontext »nützlich« sein – und sei es für die Zuweisung von exzessiver Gewalt an das weibliche Geschlecht und die gleichzeitige Entlastung militarisierten Männlichkeit.

Anmerkungen:

- 1 Joshua Goldstein: War and Gender. How Gender Shapes the War System and Vice Versa, Cambridge 2001
- 2 Martin van Creveld: Die Zukunft des Krieges, München 1998, S. 322
- 3 Vgl. Gabriele Mordt: Das Geschlechterarrangement der klassischen Sicherheitspolitik, in: Cilja Harders und Bettina Roß (Hg.): Geschlechterverhältnisse in Krieg und Frieden. Perspektiven der feministischen Analyse internationaler Beziehungen, Opladen 2002, S. 61-78
- 4 Gabriele Zdzunek: Akteurinnen, Täterinnen und Opfer – Geschlechterverhältnisse in Bürgerkriegen und ethnisierten Konflikten, in: Harders/Roß, a.a.O., S. 143-161
- 5 Anette Kretzer: NS Täterschaft und Geschlecht, Berlin 2009
- 6 Vgl. Christina Thürmer-Rohr: Vagabundinnen. Feministische Essays, Berlin 1987
- 7 Linda Burnham: Sexual Domination in Uniform: An American Value, www.war-times.org/issues/WT_gender&abughraib.html
- 8 ebd.

► Cilja Harders lehrt am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft in Berlin. Der hier gekürzte Beitrag erschien 2004 in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Heft 9.